

MARIE LAMBALLE

CAFÉ ENGEL

EINE NEUE ZEIT

ROMAN



BASTEI ENTERTAINMENT 

HILDE

3. Februar 1945, nachts

»Das ist das Ende«, flüstert Louise Drews, und sie drückt ihre beiden Kinder an sich. »Die machen alles platt. Kein Stein mehr auf dem anderen ...«

»Halten Sie doch den Mund!«, zischt Mama ihr zu. »Sie reden das Unglück ja herbei!«

Eine schwere Erschütterung erfasst den Luftschutzkeller. Mama zieht Hilde an sich, drückt ihren Kopf herunter. Von der Kellerdecke rieselt Putz, die Hindenburglichter flackern. Die Menschen, die dicht zusammengedrängt auf Kissen und Decken sitzen, bleiben stumm, nur ein Säugling weint. Sie alle sind im Ausnahmezustand, kauern seit Stunden im Luftschutzkeller, spüren das Krachen und Beben bis in die Erde hinein, rechnen jeden Augenblick damit, dass die Kellerdecke auf sie herunterstürzt. Skurril ist das, verrückt! Hilde hat das Gefühl, nicht sie selbst zu sein, sondern einen Film zu erleben. Man stirbt doch nicht mit Anfang zwanzig, schon gar nicht mit einem Kind im Bauch.

»Stellen Sie sich woanders hin«, hat die Louise Drews vorhin den Luftschutzwart Teubert angekeift und auf den zweijährigen Karl und die kleine Sabine gezeigt. »Wenn wir einen Volltreffer abkriegen, dann fallen Sie ja direkt auf meine Kinder!« Und der Teubert, der sonst immer das große Wort führt, hat sich still auf den Boden gehockt und die Finger in die Ohren gesteckt.

Komisch, denkt Hilde. Man glaubt doch, dass die Leute noch etwas besonders Wichtiges oder Kluges sagen, wenn es ans Sterben geht. Aber da wird nur Unsinniges geschwätzt. Die Gisela neben ihr betet leise vor sich hin. »Müde bin ich, geh zur Ruh ...« Weil es das einzige Gebet ist, das sie auswendig kann. Und der Julius Kluge aus der Webergasse erzählt immer wieder, dass sein Sohn auch Flieger sei und gegen England gekämpft habe. Als ob das jetzt jemand wissen wollte.

Nach Stunden endlich lässt das Donnern und Krachen der Bomben nach, nur hie und da rieselt noch etwas Sand von der Kellerdecke herunter. Die Hindenburglichter sind bis auf die letzten beiden ausgegangen. Jetzt merken alle, dass die Luft zum Schneiden ist, man kann kaum noch atmen. Die alte Frau Knoll hat die Augen zu und gibt nichts mehr von sich, Gisela flüstert, ihr sei schlecht, sie müsse sich übergeben. Irgendwer muss in die Hosen gemacht haben, es stinkt bestialisch.

Teubert steht ganz vorsichtig auf, geht gebückt zwischen den dicht gedrängt sitzenden Leuten hindurch zur Tür. Hilde verfolgt jede seiner Bewegungen. Jetzt entriegelt er, muss zweimal ansetzen, weil er ganz zittrig ist, dann schiebt er die Stahltür langsam auf. Brandgeruch dringt in den Keller.

»O Gott!«, flüstert Mama. Sie ist aufgestanden, dann schwankt sie, und Hilde muss sie festhalten.

An der Tür drängen sich jetzt die Menschen, Teubert ist draußen, andere folgen ihm, der Luftzug bläst die Lichter aus.

»Die Schaufeln!«, ruft einer. »Da liegt Schutt.«

Sie haben Glück im Unglück, der Ausgang ist nach kurzer Zeit freigeschaufelt. Hitze schlägt ihnen entgegen, als sie den Keller verlassen, ein gespenstisches Inferno umgibt sie. Ringsum lodern gelbrote Flammen in schwarzen Fensterhöhlen.

Hilde und ihre Mutter haben Mühe, über den glimmenden, rauchenden Schutt zu steigen. Von allen Seiten hört man das Feuer sausen; Steine fallen, Wände stürzen ein. Es ist Nacht, eine eiskalte Februarnacht, die Sonne geht erst in einigen Stunden auf. Wer noch gehen kann, rettet sich aus den Trümmern ins Freie, ruft nach Angehörigen, läuft ziellos durch die Stadt. Immer noch fallen Bomben von Himmel, schlagen krachend hier und dort ein, Flugzeuge heulen.

»Gisela? Bist du das?«

Kaum erkennt Hilde die Freundin in der flackernden Dunkelheit. Gisela und ihre Mutter Johanna starren auf das brennende Gerippe ihres Hauses. Johanna hängt schwer am Arm der Tochter. Keine Hoffnung mehr, die Webergasse ist ein flammenloderndes Trümmerfeld, auch die Nachbargebäude rechts und links sind nur noch Ruinen, in denen das Feuer wütet. Hier und dort sieht man Menschen umherirren, über Schutt steigen, die Gasse suchen, die hier früher einmal gewesen ist. Einige tragen Bündel und Rucksäcke, darin ist ihr gesamter Besitz oder jedenfalls alles, was sie gerettet haben. Es sieht unwirklich aus, diese schwarzen, zackigen Formen der zerstörten Gebäude, die von lodernen Feuern geisterhaft beleuchtet werden. Vielleicht ist es ja nur ein böser Traum, denkt Hilde. Wenn ich gleich aufwache, ist alles wieder so, wie es früher war ...

»Wir wollen zu den Großeltern«, sagt Gisela. »Kommt doch mit uns.«

»Aber das Café Engel steht ja vielleicht noch«, wendet Mama ein.

»Da könnt ihr jetzt nicht hin. Es brennt doch überall.«

Sie starren mit hitzetrockenen Augen dorthin, wo einmal der obere Teil der Wilhelmstraße gewesen ist. Überall liegen Steine, umgestürzte Mauern, es ist kein Durchkommen, jetzt in der Nacht schon gar nicht. Hilde bleibt stur, sie will wissen, was geschehen ist. Weil doch Addi, Julia und die Künzel nur in den Hauskeller gehen und nicht in den Luftschutzkeller in der Webergasse. Dann sieht sie, dass Mama Giselas Mutter untergehakt hat, und sie begreift, dass sie helfen muss. Gestern erst haben die Warnecke erfahren, dass Giselas Vater gefallen ist – heute steht ihr Heim mit allem, was darin war, in Flammen. Johanna Warnecke ist mit ihren Kräften am Ende. Hilde gibt nach – wenn das Café Engel zerbombt ist, kann sie es jetzt auch nicht mehr ändern. Sie schleppen die inzwischen ohnmächtige Frau durch die Stadt, spüren die Kälte kaum, haben panische Angst vor einem weiteren Fliegerangriff. Vorn in der Kirchgasse sind die Gebäude heil geblieben. Sie atmen auf, gehen weiter zur Wohnung von Giselas Großeltern, klingeln an der Tür und müssen lange warten, bis das ältere Ehepaar ihnen öffnet. Später sitzen sie bei Giselas Großeltern in dem winzigen Wohnzimmer beisammen, reden stockend, können nicht mit Worten ausdrücken, was über sie hinweggefegt ist. Giselas Mutter ist wieder zu sich gekommen, wirkt jedoch wie erstarrt. Aber sie will durchhalten, alles erleiden, auch das Härteste, denn sie weiß ja, dass Adolf Hitler Deutschland letztlich zum Endsieg führt.

Daran will sie fest glauben. Else und Hilde sagen nichts dazu, auch Gisela schweigt sich aus. Das Wort »Endsieg« klingt skurril angesichts der brennenden Stadt. Nur die ganz Hartgesottene glauben noch an die Parolen der Machthaber. Wer bei klarem Verstand ist, hat begriffen, dass das Ende naht. Das Ende dieses menschenverschlingenden Krieges, und mit ihm auch das Ende des Deutschen Reichs. Es wird schlimm werden, die Älteren kennen es ja, sie haben das Kaiserreich und den Weltkrieg noch erlebt. Aber alles ist besser als diese grauenhaften Bombennächte, in denen die Menschen von den brennenden Trümmern ihrer Häuser erschlagen werden oder in den Luftschutzkellern ersticken.

Sie können nicht schlafen. Alle haben Angst, es könnte gleich wieder losgehen. Man ist wie betäubt, Bilder fahren durchs Hirn, Schatten greifen nach den Seelen, Sirenen gellen in den Ohren. Erst als schon das bläulich kalte Morgenlicht in die Fenster kriecht, nicken sie weg, sinken in die gnädige Dunkelheit des Schlafs.

Als Hilde aufwacht, weiß sie zunächst nicht, wo sie ist. Dann wundert sie sich, dass ihr nicht schlecht ist wie sonst immer am Morgen. Giselas Oma hat Pfefferminztee gekocht, Kaffee gibt's schon längst nur noch für Leute, die Beziehungen haben. Brot ist auch knapp, sie isst hungrig eine halbe Scheibe, hat ein schlechtes Gewissen, weil Giselas Oma sie mit entzündeten Augen anstarrt.

»Sie kriegen die Marken von uns zurück. Das Haus steht ja noch ...«

Eine kühne Behauptung ist das. Mehr nicht. Aber Hilde und ihre Mutter klammern sich daran.

»Macht mal, dass ihr rüberkommt«, sagt Giselas Großvater zu der Enkelin. »Vielleicht ist noch was zu retten. Wenn ihr zu spät kommt, ist alles weg.«

»O Gott, Mama«, ruft Gisela. »Er hat recht!«

Plünderer werden hart bestraft, doch in dem Chaos, das jetzt oben im Kurviertel herrscht, ist jeder sich selbst der Nächste. So ist das eben. Der Krieg teilt die Menschen in Anständige und Armleuchter, und die Armleuchter sind in der Überzahl. Gisela und Johanna Warnecke nehmen den Bollerwagen des Opas und Giselas alten Kinderwagen, der auf dem Speicher gestanden hat. Hildes Mama hilft ziehen, Gisela hakt Hilde unter, der jetzt auf einmal doch wieder übel wird. Der Großvater will nachkommen, mit dem lahmen Bein kann er nur langsam gehen.

»Armes Deutschland«, stöhnt er. »Nur noch Weiber und Krüppel sind übrig. Die halbwüchsigen Buben schicken sie jetzt auch noch in den Krieg. Volkssturm, wenn ich das schon höre!«

»Sei still!«, mahnt die Großmutter.

Im Kurviertel glimmen noch die Trümmer. Rauch steigt auf, hüllt das Elend in grauen Dunst, es riecht scheußlich. Nach verbranntem Holz, Haaren, Tapeten und Polstermöbeln, nach einer friedlichen, großen Ära, die in Flammen aufging und niemals wiederkehren wird. So riecht der Tod. Das Ende. An einem der Häuser in der vorderen Wilhelmstraße steht noch die Parole: »Mit dem Führer zum Endsieg!« Helfer in brauner Uniform laufen herum, junge Burschen, fast noch Kinder, und alte Männer. Zuerst wollen sie die vier Frauen nicht durchlassen, es sei zu gefährlich, überall stürzen die Trümmer in sich zusammen.

»Wir wollen zum Café Engel«, sagt Mama.

Die beiden Uniformierten sehen sich unsicher an. Der eine fährt mit vier Fingern durch das aufgewühlte blonde Haar, er ist sehr jung, wohl kaum sechzehn Jahre. Ihre Gesichter sind rußgeschwärzt. Hilde und ihre Mutter warten, erstarren, hören den eigenen Herzschlag. Man kann von hier aus nicht genau sehen, wo die Bomben eingeschlagen sind. Nur dass Kurhaus und Theater getroffen wurden, ist offensichtlich.

»Café Engel?«

»Die Hausnummer fünfundsiebzig. Nicht weit von der Burgstraße.« Mamas Stimme bricht weg, sie ist kurz davor, die Fassung zu verlieren. O Gott – wenn alles nur ein brennender Schutthaufen ist? Und die Julia, die Künzel, der Addi ...

»Da gehen Sie halt durch. Aber seien Sie vorsichtig ...«

Sie stapfen durch den Schutt. Es ist gruselig. Überall zwischen den Steinen liegen halb verkohlte Sachen, Möbelstücke, zerbrochenes Geschirr, ein Nähkörbchen, fast ganz erhalten, eine Porzellanpuppe, der das Haar verbrannt ist ... Menschen laufen zwischen den Trümmern herum, graben mit Stöcken und Schaufeln im Schutt, ziehen Sachen heraus, streiten sich um einen Kochtopf, um zwei Stückchen Kohle. Es ist solch ein Durcheinander, niemand weiß, welche Trümmer zu welchem Haus gehören. Ein bunt gefleckter Hund humpelt auf sie zu, beschnüffelt Hildes Mantel und läuft ein Stück hinter ihnen her. Dann auf einmal ist der Blick frei. Hilde bleibt stehen, blinzelt, schaut noch einmal hin, um ganz sicher zu sein.

»Ich glaub, es steht noch, Mama!«, sagt sie leise. Ihre Stimme zittert dabei.

Sie gehen näher heran, können vor Herzklopfen kaum sprechen. Starren auf die angekohlte Fassade. Sogar die Buchstaben sind noch dran.

»Gütiger Himmel. Mir wird ganz schwummerig!«

Mama bleibt stehen und kneift die Augen zusammen, weil sie dann besser sehen kann. Wenn das keine Fata Morgana ist, dann hat das Schicksal ihnen wirklich eine besondere Gunst erwiesen. Das Haus Nummer fünfundsiebzig ist das letzte in der Reihe der unbeschädigt gebliebenen Gebäude. Vom Modehaus Schäfer rechts daneben steht nur noch ein Stück verbrannte Fassade. Das Reklameschild vom Hotel Kaiserhof gibt es nicht mehr. Aber das Café Engel, gleich daneben, ist noch da. Nur, dass die Buchstaben über dem Eingang nicht mehr goldfarbig sind, sondern dunkel. Der hübsche fliegende Engel mit der Kaffeetasse baumelt schief an einem Haken und ist ganz schwarz. Vor der Eingangstür steht Adalbert Dobscher, der ehemalige Opernsänger, der oben unterm Dach zwei Zimmerchen bewohnt. Sein weißes Haar, das er sonst sorgfältig zurückgekämmt trägt, hängt ihm in Strähnen ins Gesicht. Er hält einen Gehstock mit dickem Wurzelknauf in den Händen. Den hat einmal ein Gast bei ihnen vergessen und nie wieder abgeholt, seitdem hat er ein einsames Dasein im Schirmständer geführt.

»Was macht er denn da?«, staunt Gisela.

»Die Eingangstür ist kaputt«, stellt Hilde fest, die gute Augen hat. »Das Glas ist raus.«

»Du lieber Himmel«, stöhnt Mama. »Der Addi verteidigt die Drehtür. Wie ein Berserker schaut er aus.«

Sie lachen vor Erleichterung, sind einen Moment lang glücklich, könnten einander umarmen. Alles ist gut. Das Haus steht noch, und Addi Dobscher bewacht es. Was wollen

sie mehr? Hastig zerren sie den Bollerwagen und den Kinderwagen über die umherliegenden Trümmerteile, dann müssen sie zwei jungen Uniformierten ausweichen, die eine Trage zwischen sich haben. Darauf liegt eine graue Decke. Ein bloßer Arm hängt auf der Seite heraus, pendelt hin und her, während die beiden jungen Kerle zu einem Lastwagen laufen. Die Bombennacht hat zahllose Opfer gefordert.

»Das ist der Walter vorn an der Trage«, sagte Gisela beklommen. »Den haben sie jetzt auch geholt. Für die Flak.«

Walter ist der kleine Bruder von Giselas Verlobtem. Den Joachim haben sie letztes Jahr zur Wehrmacht eingezogen, da hat er sich vorher noch schnell mit Gisela verlobt. Sein Bruder Walter ist drei Jahre jünger, gerade mal sechzehn. Aber jetzt nehmen sie jeden. Kinder und Greise. Volkssturm heißt das. Wenn sie bloß den Addi nicht noch rausschicken, der ist schon sechzig ...

Addi steht wie Zerberus vor der Drehtür des Café Engel. Heinz Koch hat das Monstrum in den Zwanzigern einbauen lassen, riesig stolz war er auf seine Drehtür. Wie in den großen Hotels. Und im Winter hält sie die Kälte gut ab.

»Na, Gott sei Dank – da sind Sie ja, Frau Koch! Und auch die Hilde. Wir haben uns schon Sorgen gemacht ...«, ruft er ihnen in immer noch kräftigem Bariton entgegen.

»Geht nur«, meint Gisela. »Mutter und ich versuchen unser Glück in der Webergasse. Wir kommen auf dem Rückweg bei euch vorbei.«

Hilde hält die Freundin am Ellbogen fest. »Ihr könnt bei uns wohnen, Gisela, du und deine Mutter. Es ist Platz genug ...«

»Danke«, sagt Gisela. »Aber Mutter will bei den Großeltern bleiben.« Sie schnieft und wischt sich die Backe, stellt fest, dass auch sie inzwischen Ruß in den Gesichtern haben.

Hilde schaut den beiden bekümmert nach. Wie mühsam es ist, den Bollerwagen über den Schutt zu zerren. Diese eine Nacht hat so viele, die gestern noch in warmen, schön eingerichteten Häusern saßen, zu obdachlosen Bettlern gemacht. Und dennoch sind sie besser dran als jene, die unter den Trümmern liegen und denen niemand mehr helfen kann. Dieser Krieg! Wenn er doch nur endlich vorbei wäre! Wenn Papa heil und gesund wieder bei ihnen wäre ...

»Sie sind ein Held, Addi«, ruft Mama, die inzwischen zum Eingang des Cafés gelaufen ist. »Wenn Sie nicht gewesen wären ...«

Addi hat seit dem frühen Morgen vor dem Café Wache gehalten, weil die Tür kaputt ist und jeder einfach hineinlaufen könnte. Dreimal hat das auch jemand versucht, aber an Addi und seinem Wurzelstock ist keiner vorbeigekommen.

Hilde und ihre Mutter steigen vorsichtig über die Glassplitter und gehen durch die Drehtür. Die ist aus braunem Holz und hat auch Glaseinsätze, aber nicht mal das Glas hat etwas abbekommen. Man könnte die Tür mit einem Hebel blockieren, nur leider ist der Stift, der sich in die Nut schiebt, abgebrochen. Das wollte Papa noch reparieren, aber er kam nicht mehr dazu.

»Wir müssen was mit der Eingangstür machen«, sagt Else. »Das ist das Wichtigste. Dass wir wenigstens unsere Ruhe haben ...«

Im Café ist alles unverändert. Die leere Kuchentheke. Die Tische und Stühle. Die Fotos an den Wänden. Der Adolf über dem Klavier starrt sie mit grimmig stolzer Siegermiene an.